

Gunter Kennel

Die Kirchenmusik von morgen - was ist zu tun?

Mir ist aufgetragen, diese Frage „aus der Sicht der Kirchenleitung“ zu beantworten. Nun habe ich die Schwierigkeit, dass ich diese Aufgabe formal nicht erfüllen kann, gehöre ich doch nicht im formalen Sinne zur Kirchenleitung. Ich bin in meinem Hauptberuf der Fachberater der Kirchenleitung meiner Landeskirche, und auf der EKD-Ebene bin ich der Vorsitzende eines Gremiums, das deren Kirchenleitung, also Synode und Rat der EKD, in kirchenmusikalischen Fragen berät. Und ob die Empfehlungen der Fachberatung von den leitenden Gremien gehört werden, ob sie dort überhaupt ankommen, ist nicht immer ausgemacht. Aber selbst wenn dies gelingt, wenn also unser Rat z. B. die Hürde des Kirchenamtes nimmt und sich der Rat der EKD etwas von dem zu eigen macht, was die Ständige Konferenz für Kirchenmusik empfiehlt, ist damit noch lange nicht entschieden, dass auch in Landeskirchen, Kirchenkreisen, Dekanaten und in Kirchengemeinden das so mitgetragen und gar umgesetzt wird, was leitende Gremien der EKD an Einsichten gewonnen haben. Darin liegt zugleich die Stärke und die Schwäche des Protestantismus, dass es nämlich vieler Diskussions- und Vermittlungsprozesse bedarf, bis wirklich etwas flächendeckend umgesetzt werden kann. Und das ist übrigens nicht viel anders als in politischen Prozessen. Eindrücklich anders war das nur in der Frühzeit der Reformation und vielleicht in ein paar wenigen anderen Phasen der Geschichte des Protestantismus.

Insofern erlaube ich mir nun, die mir gegebene Aufgabenstellung aus der Position dessen, der kirchenleitende Organe berät, wie folgt umzuformulieren: „Was muss eine Kirchenleitung tun, damit es auch morgen Kirchenmusik gibt?“ Und: „Wie soll diese Kirchenmusik beschaffen sein?“ Dabei befinde ich mich in der günstigen Lage, dass ich diese Fragen in der Gelassenheit dessen beantworten kann, der auf Grund seiner fachlichen Einsicht seinen Rat nach bestem Wissen und Gewissen geben kann ohne gleichsam „politische“ Rücksichten nehmen zu müssen, wie es ja Kirchenleitung immer wieder tun muss, um die verschiedenen innerkirchlichen Interessen auszugleichen und dabei möglichst vielen Wenss und Abers gerecht zu werden. Ich tue dies aber auch in der Hoffnung auf die Überzeugungskraft der Argumente.

Bevor ich nun einen Katalog von Zielen nenne, die m. E. im Blick auf die genannten Fragen zu verfolgen sind, möchte ich erst etwas grundsätzlicher über das Verhältnis von Kirche und Musik nachdenken und möchte dieses Nachdenken einmal nicht primär auf die Fülle und Vielgestaltigkeit der kirchenmusikalischen Phänomene bezogen anstellen, wie wir sie beispielsweise eben so eindrucksvoll und plastisch in der akustischen Collage zur Eröffnung dieser Tagung vorgeführt bekommen haben.¹

¹ Das wäre also die Frage, welche Musik es denn überhaupt im Kontext dessen, was man in irgendeiner Weise als „Kirche“ bezeichnen kann, gibt. Diesen Ansatz habe ich an früherer Stelle etwas ausführlicher beschrieben in: Gunter Kennel, Was ist gute Kirchenmusik? Chancen und Grenzen der Qualitätsdebatte für ein zentrales kirchliches Arbeitsfeld, Liturgie und Kultur 2. Jahrgang, 3-2011, S. 24-36, dort besonders S. 27 f.

Denn eine derartig phänomenologische Betrachtung würde nicht zwangsläufig in konkrete Handlungsoptionen münden, auf die hin aber diese Tagung, wenn mich nicht alles täuscht, hinzielen soll. Darum möchte ich lieber nach dem Auftrag fragen, der der Kirche und damit auch ihrem Musikgebrauch gegeben ist und aus dem sich m. E. leichter Handlungsfolgen ableiten lassen. Und vor allem: Der Auftrag der Kirche ist der primäre Maßstab für kirchenleitendes Handeln.

Was ist nun der Auftrag der Kirche? Biblisch ist er in dem häufig als „Missionsbefehl“ bezeichneten Abschnitt Mt 28,18-20 zusammengefasst. Dort spricht Jesus: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Was heißt nun „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker“ für die Kirche heute? In einer Welt, in der das Christentum weder die einzige Religion ist, noch in der es überhaupt einen religiösen Grundkonsens gibt, wird die Kirche diesem Auftrag nicht einfach mehr dadurch gerecht, dass sie die Menschen einfach „eben mal“ tauft und dabei ihre biblischen bzw. kirchlichen Inhalte in „frontaler“ Verkündigungsform mitteilt. Das Missionieren bestimmter Ethnien hat im Verlauf der Kirchengeschichte vielfach derart schlimme und alles andere als von der Nächstenliebe bestimmte Dimensionen angenommen, dass sich die dabei angewandten Methoden für eine heutige Praxis von „Verkündigung“ oder „Mission“ von selbst verbieten. Immer dann, wenn man den „Missionsbefehl“ auf diese Art wörtlich genommen oder mit anderen Interessen vermischt hat, ist man auf Wege geraten, die wir heute nicht mehr verfolgen dürfen. Aber welche Wege sind dann hier und heute die angemessenen? Will man den wohl besser als „Missionsauftrag“ zu bezeichnenden Imperativ Jesu gegenüber seinen Jüngern (und damit gegenüber der aus der Jüngerschar entstandenen Kirche) ernst nehmen und unter heutigen Bedingungen umzusetzen versuchen, muss es viel elementarer darum gehen, Religion überhaupt als Lebensdimension zu erfahren. Es muss darum gehen, Menschen die Möglichkeit zu geben, zu religiös mündigen Subjekten zu werden, und sie als solche ernst zu nehmen, sie also ihre eigene Religion finden und gestalten zu lassen. Und wir können als Evangelische hinzufügen: und dies in aller protestantischen Freiheit und nur dem eigenen Gewissen verpflichtet. Es steht dann nicht so sehr und schon gar nicht ausschließlich das rein wortbezogene, kognitive Vermitteln von christlichen Glaubenseinsichten im Vordergrund, sondern es geht mehr und umfassender um die Möglichkeit der religiösen Selbstdeutung, der religiösen Erfahrung und des religiösen Erlebens, die die Kirche zu den Menschen bringen soll – und in Vielgestaltigkeit, sei es in der Auseinandersetzung mit biblischen Texten, in der Auseinandersetzung mit den vielen Formen christlicher Traditionsbildungen oder auch in der Auseinandersetzung mit anderen Ausdrucksformen von Religion.

Und eben darum braucht die Kirche die Musik – und übrigens auch andere ästhetische Ausdrucksformen – in unserer Zeit ganz besonders, und vielleicht sogar mehr denn je. Denn es sind genau diese ästhetischen Ausdrucksformen, die eine

besondere Affinität zum religiösen Erleben haben. Wenn wir sagen, „mehr als Worte sagt ein Lied“, dann ist das zwar zunächst ein Allgemeinplatz, es bringt aber auch zum Ausdruck, dass mit der gesteigerten ästhetischen Erfahrung im Lied zugleich die religiöse Erfahrungsseite ins Spiel kommen kann.

So betrachtet muss es m. E. heute darum gehen, möglichst viel Musik in die Kirche zu bringen, eben weil sie so viel mit dem Grundauftrag von Kirche zu tun hat – jedenfalls wenn man ihn so deutet, wie ich es eben getan habe: als Hilfestellung für ein religiöses Mündigwerden von Menschen. Und Mündigwerden heißt in diesem Falle ja weit mehr als nur oberflächliches und temporäres religiöses Gestimmtsein, es meint eine umfassende Deutung des eigenen Lebens vor Gott. Schleiermacher hat dies mit dem Grund- „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit“ umschrieben. Man kann auch in Anlehnung an Paul Tillich sagen, dass es darum geht, ein Verhältnis zu dem zu entwickeln, was uns unbedingt angeht. Das heißt, es geht um eine Musik – oder besser: um viele Formen von Musik – in der Kirche, die den Menschen in all ihrer kulturellen und individuellen Vielfältigkeit Wege eröffnet bzw. eröffnen, Gotteserfahrungen zu machen und Unbedingtheit zu erleben, emotional wie kognitiv, macht doch gerade diese Mischung die besondere Stärke von Musik aus. Es geht also um viele Gestalten von Musik, viele Stile, die aber ihre besondere Qualität für die Kirche bei der Erfüllung ihres Auftrages dadurch gewinnen, dass die musikalischen Ausdrucksformen auf Gott hin erlebt werden oder auf ihn hin transparent gemacht werden können – und dabei als ästhetische Konkretisierung der christlichen Botschaft verstanden werden können.

Was ist darum in der Kirche zu tun? Die Kirche sollte m.E.

- Erstens in ihren eigenen Zusammenhängen ein Klima schaffen, das viele Musikformen nicht nur zulässt, sondern darüber hinaus befördert, dass diese Musikformen insbesondere auf ihr religiöses Potenzial hin aktiviert werden können.
- Dazu gehört zweitens, dass sich Kirchenleitungen auf allen Ebenen genauso selbstverständlich wie sie sich überhaupt mit theologischen Fragen beschäftigen auch mit *musikalisch*-theologischen Fragen beschäftigen - und das regelmäßig.
- Dazu gehört drittens, dass die Kirche nicht den Anschluss an den Diskurs und die Entwicklung im Musikleben verliert, sondern diesen immer wieder sucht, weil ja auch gerade dort die Welt ist, an die sie sich wenden soll. Und diese „Welt“ beschäftigt sich oft genug im Medium der Musik auch mit religiösen Fragen, so dass es in dieser Hinsicht direkte Anknüpfungspunkte für die Kirche gibt.
- Dazu gehört darum viertens, dass alte und zum Teil auch schon überwundene Frontstellungen im Blick auf bestimmte Stilpräferenzen innerhalb der Kirchenmusik endgültig aufgegeben werden. Die Beschäftigung mit der Musik in der Kirche muss insgesamt und unabhängig von stilistischen Präferenzen auf das religiöse Potenzial von Musik hin fokussiert werden.

- Dazu gehört fünftens aber nicht, dass damit die Frage nach der Qualität der Musik suspendiert wird. Vielmehr muss diese Frage eher noch stärker sowohl innerhalb einzelner Musikstile als auch zwischen diesen Stilen gestellt werden, nicht zuletzt aus theologischen Gründen.
- Dazu gehört sechstens, dass nicht nur die Musikerinnen und Musiker in der Kirche, sondern auch Theologinnen und Theologen und andere kirchliche Mitarbeitende über ausreichende Kompetenzen verfügen, um Musik überzeugend als religiös deuten bzw. ihre religiösen Potenziale aktivieren zu können.
- Dazu gehört siebtens, dass rezeptives und aktives Partizipieren gleichermaßen zum religiösen Erleben von Musik gehören und darum in gleicher Weise als Wahrnehmungsschulung wie als Erweiterung der eigenen musikalischen Möglichkeiten gefördert werden müssen. D. h. es geht um ein möglichst hohes Maß an Teilhabe aller am musikalischen Leben einer Kirche. Dem Singen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu.

Eine Kirchenleitung – ganz gleich auf welcher organisatorischen Ebene der Institution *Kirche* – sollte darum m. E. dafür sorgen,

- Erstens, dass der Reichtum und die Vielfalt von Kirchenmusik aus Vergangenheit und Gegenwart nicht nur erhalten bleiben, sondern in der angedeuteten Weise weiterentwickelt werden.
- Zweitens, dass die *Vermittlung* von Musik als religiöse Erfahrungsmöglichkeit, sei es auf konventionelle,² sei es auf unkonventionelle Weise³ nicht nur genügend Raum hat, sondern mit einer gewissen Priorisierung behandelt wird.
- Drittens, dass die Kirche eine ausreichende Zahl an professionellen Musikerinnen und Musikern unterschiedlicher Genres in ihre Arbeit einbindet, um die Ausführung und die Vermittlung von Musik als religiöser Erlebensdimension dauerhaft und qualitativ angemessen zu gewährleisten.
- Viertens, dass in der kirchenmusikalischen Praxis „Kunst“ und „Gemeindebezogenheit“ keine Gegensätze bilden, sondern als sich ergänzende Dimensionen verstanden werden. Dazu gehört, dass dabei der Aspekt von „Kunst“ vor allem dort ein besonderes Gewicht bekommen soll, wo sich Menschen auch selbst als künstlerische Subjekte erleben können und gerade in diesem künstlerischen Erleben auch Religion und Glauben sowohl erleben als auch Ausdruck verleihen. Das schließt ein, dass auch die Vermittlung von Kirchenmusik in ihren Formen nicht nur einen zweckorientierten, sondern auch einen gewissen „künstlerischen“ Anteil haben soll, ja sogar haben muss, um zu ihrem Ziel zu kommen.⁴

² Hier meine ich die bewährten Vermittlungsformen im Gottesdienst, in der kirchenmusikalischen Ausbildung, in der Probenarbeit, in Programmheften etc.

³ Hierbei erinnere ich an die innovativen Ansätze, die im Projekt „Vision Kirchenmusik“ der hier ansässigen Landeskirche Hannovers verfolgt werden, für dessen Vorbildlichkeit diese Landeskirche beglückwünscht werden kann.

⁴ In diesem Sinne wäre „Vermittlung“ als eine eigene Kunstform innerhalb der Kirchenmusik (aber natürlich auch generell bezogen auf Musik) zu verstehen.

- Fünftens, dass ausreichend kirchenmusikalischer Nachwuchs in allen Genres und Sparten vorhanden ist, insbesondere im nichtprofessionellen Bereich, also der sogenannten „Nebenamtlichkeit“. Dass es dazu kommt, liegt in der Verantwortung der kirchenleitend Verantwortlichen, auch auf den Ebenen der Kirchenkreise und Gemeinden. Diese Verantwortung muss primär durch die beruflich tätigen Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker wahrgenommen werden, allerdings nicht in einer Weise, dass die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker von ihren Kirchenleitungen mit den generellen kirchenmusikalischen Nachwuchsproblemen genauso wie mit denen speziell für die Berufsgruppe alleine gelassen werden.
- Sechstens, dass hauptberuflich tätige Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker durch die Kirche dort, wo sie die Möglichkeiten dazu hat, so ausgebildet und beruflich begleitet werden, dass sie den gegenwärtigen und künftigen Anforderungen an die Kirchenmusik in Ausführung, Vermittlung, Ausbildung und Begleitung von Ehren- und Nebenamtlichen in unterschiedlichen Kontexten auch gewachsen sind. Dies verstehe ich insbesondere als Plädoyer für eine Berufseinstiegsphase und für lebenslanges Lernen durch Fortbildungen u. ä.
- Siebtens, dass die Kirchenleitungen dafür sorgen, dass kirchliche Mitarbeitende und kirchlich Engagierte insgesamt für kirchenmusikalische Fragestellungen sensibilisiert werden und fähig sind, diese in Teams zu bearbeiten. Das ist dann das Plädoyer für mehr Miteinander in der Kirche für die Musik und damit für die Kirche insgesamt. Dieses Plädoyer richtet sich vornehmlich an Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, genauso aber auch an andere Gruppen von für die Kirche Tätigen.
- Achtens und letztens, dass sich die Kirche für ihre musikalischen Aktivitäten Verbündete im kulturellen Leben sucht, nicht nur, um ihre Ausstrahlung in die Gesellschaft hinein zu erhöhen, sondern auch, um von dem, was es in anderen Zusammenhängen an Gutem gibt, für ihre eigene Arbeit profitieren zu können. Also auch in dieser Hinsicht ein Plädoyer für mehr Miteinander.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.